

welche nur aus Princip für dieses Problem auftraten; man müsse sich wundern, wenn man jetzt die „oft so achtbaren Tagesblätter“ sehe, wie sie so entschieden für Gewerbefreiheit auftraten, denn das geschehe nicht aus Ueberzeugung, sondern nur aus Princip (!). Ein Buchbinder aus Aachen verlangte volle Gewerbefreiheit mit einer geregelten Gewerbeordnung (gerade wie jener unverständige Haufe im Jahre 1848 Pressfreiheit und Censur verlangte). Frei sei Nichts, sondern Alles gehöre einer gewissen Ordnung an. Die Gewerbefreiheit sei verwerflich, denn sie gründe sich auf die Principien des Egoismus und der Selbstsucht. (Die Bestrebungen der Zunftmeister, Andern den ehelichen Erwerb möglichst schwer zu machen, beruhen natürlich auf den Regungen der reinsten Menschen- und Christenliebe!) Weiter meinte er, die Zünfte seien die gemeinnützigsten Anstalten im Verhältnis zu den „Monopolen“ der Neuzeit; dort würde doch wenigstens die Selbstständigkeit des Handwerkes gewahrt, während die Gewerbefreiheit ganze Gewerbe in die Hand einer Actiengesellschaft zu bringen im Stande sei, wo der Einzelne wohl Lohn finde, der aber durch die Concurrenz in seiner Höhe bedingt werde. (Als ob Das nicht stets in der ganzen Welt so gewesen wäre!) Während der Handwerkerstand für Gesetz und Ordnung sei, sei der Fabrik- und Handelsstand für die Freiheit. (Als ob Das Gegensätze wären!) Er schlug die Gründung eines großen Landes-Handwerkervereins unter der Leitung des Handelsministeriums vor; unter diesem Centralverein sollten Provinzialvereine, und unter diesen wieder Special-Handwerker-Meister-Vereine für jede Stadt gebildet werden; diesen allein sollte die Berathung gewerblicher Fragen obliegen und nach ihren Ansichten die gewerbliche Gesetzgebung geregelt werden. Die Versammlung fand aber doch für gut, auf diesen Vorschlag nicht einzugehen.

Einer der gemäßigtesten Redner war der Seilermeister Prüfer aus Görlitz, welcher sich dadurch vortheilhaft vor vielen Andern unterschied, daß er die Vertheidiger der Gewerbefreiheit nicht, wie nur allzu oft geschieht, als Gegner des Handwerks hinstellte, sondern anerkannte, daß sie ebenfalls das Beste des Handwerks und des großen Ganzen anstrebten, nur auf anderem Wege als die Freunde des Zunftwesens. Doch ist auch er in dem Irrthum befangen, daß die Beibehaltung der jetzt in Preußen bestehenden Gewerbegesetze im Interesse der Handwerker und des Publicums sei, weil sie dem Publicum Schutz vor Nachtheilen und Gefahren, dem Handwerkerstande aber die Möglichkeit gewähre, Tüchtigkeit, Ehrenhaftigkeit und Sittlichkeit im Gewerbe zu erhalten. Es ist wahrlich traurig, solcher Verblendung immer wieder begegnen zu müssen. Ist denn in allen den weiten Länderstrecken, wo Gewerbefreiheit herrscht, keine Tüchtigkeit, Ehrenhaftigkeit und Sittlichkeit unter den Männern des Gewerbestandes zu finden? Sind unsere wackern Landsteute in der Rheinpfalz, die im Jahre 1848 erklärten, sie würden die ihnen lieb und werth gewordene Gewerbefreiheit sich von keiner Macht der Welt wieder nehmen lassen, sind sie schlechtere Menschen und Arbeiter als Andere? Und die zahlreichen Gewerbe, welche das Glück haben, nicht ins Bereich der Zunftgesetzgebung zu gehören, sollte bei ihnen von Sittlichkeit und Tüchtigkeit Nichts zu finden sein? Man sehe doch nur mit vorurtheilsfreiem Blicke auf das immer zunehmende Wachstum und Gedeihen dieser Gewerbe, auf die Bildung und Gesittung, den Wohlstand und die Zufriedenheit, welche fast ausnahmslos innerhalb derselben herrschen. Während die Zünfte ewig über den Verfall des Handwerks klagen und um Schutz und um Bevorrechtungen bitten, vernimmt man aus dem gewerbfreien Lager niemals ähnliche Stimmen. Die nicht Geschützten arbeiten frisch und munter drauf los, zanken nicht um „Uebergriffe“ des einen Gewerbes ins andere, lachen über die Gewerberäthe, die Prüfungskommissionen, die Handwerkerstage etc. und befinden sich dabei recht wohl. Das sollte doch, meinen wir, für jeden verständigen Mann ein recht beachtenswerther Fingerzeig sein!

Aus dem Leben im fernen Westen.

(Schluß.)

Nun komme ich zu dem traurigsten Theile meiner Geschichte und zugleich zu dem, was mich zur Auswanderung nach Californien veranlaßte.

Es war wieder ein neuer Ansiedler bei uns angelangt und es verstand sich von selbst, daß wir ihm alle bei der Errichtung eines Blockhauses hülfreiche Hand leisteten. Bei der Anzahl von kräftigen Armen, die wir schon zu stellen vermochten, kostete es uns nur die Arbeit von einigen Tagen, der angekommenen Familie ein Obdach zu verschaffen. Da jeder Zuziehende sich nur an der äußersten Grenze unserer Farmen anbauen konnte, und dabei auch auf die Art des Bodens und auf die Nähe von Wasser Rücksicht zu nehmen hatte, so befanden sich die letzten Häuser schon in ziemlicher Entfernung vom Mittelpunkte oder vielmehr von den ältesten Wohnungen in unserer Colonie. Um daher bei dem Baue eines neuen Hauses Zeit und einen weiten Weg zu ersparen, übernachteten die meisten der Arbeitenden im Freien zwischen den gefällten Baumstämmen, während ein anderer Theil des Abends

allerdings dem heimathlichen Heerde zueilte. Es war am Abend des zweiten Tages harter Arbeit als ich, die Art auf der Schulter, begleitet von meinem ältesten Sohne, den nächsten Weg durch die Wiesen nach unserm Hause einschlug. Wie immer freute ich mich auch an diesem Abende auf den Empfang in meiner Familie und ich beschleunigte deshalb meine Schritte. Ungefähr die Hälfte des Weges hatte ich zurückgelegt, als einer meiner jüngern Söhne, der mit andern Knaben den Tag über bei den Heerden zugebracht hatte, athemlos mir entgegenkam und rief: „die Mutter ist krank und die beiden Pferde sind von den Indianern geraubt worden.“ Anfangs stand ich wie versteinert; ich fürchtete dem Knaben Fragen vorzulegen, sammelte mich aber sogleich wieder und lief so schnell mich meine Füße zu tragen vermochten meiner Wohnung zu. In wenigen Minuten war ich dort, sprang an der Stelle vorbei, wo meine besten Pferde, die ich nie zur Heerde ließ, zu stehen pflegten und nun verschwunden waren und stürzte in die Stube, wo ein Blick mich überzeugte, daß Niemand von den Meinigen fehlte. Ohne ein Wort zu sprechen, aber innig beglückt, reichte ich die Hand meiner Frau, welche den jüngsten zweijährigen Sohn auf dem Schoß hatte und nun erst bemerkte ich die entsetzliche Blässe, welche ihr sonst so lebensfrisches Gesicht bedeckte. Ich betrachtete sie traurig, als sie mir mit bedender Stimme die Erlebnisse des Tages erzählte. Als nämlich nach Beendigung der Mittagmahlzeit die größern Knaben, jeder mit einem tüchtigen Stück Brod, der ältere auch mit der Büchse bewaffnet, wieder zu den Heerden geeilt waren, hatte sich meine Frau in den an das Haus stoßenden Garten begeben, um da Unkraut auszujäten. Das jüngste Kind hatte sie in den Schatten einiger jungen Maisstauden gelegt und es war da bald eingeschlafen. Nach kurzer Zeit ging die Frau wieder in das Haus, um dort gewisse Arbeiten zu verrichten und da sie den Kleinen nicht wecken wollte, zumal sie die Stelle, wo er schlief, von dem Hause aus vollständig übersehen konnte, ließ sie ihn ungestört auf seinem schattigen Lager. Plötzlich aber lockte sie ein leises Schnauben der Pferde ans Fenster, von dem aus sie dann zu ihrem Entsetzen den Kopf eines Indianers erblickte, der kaum zehn Schritte von dem schlafenden Knaben aus dem Maisfelde kroch. Um das Versteck des Kindes dem Wilden nicht zu verrathen, dessen Absichten sie nicht kannte, hütete die arme Frau sich wohl ihre Wachsamkeit durch die geringste Bewegung kund werden zu lassen, griff aber nach einer Büchse und stellte sich so hinter die Thür, daß sie das Kind überwachen konnte. Der Indianer war unterdeß kriechend bis in die Mitte des Hofes gelangt, wo dicke Klettenbüsche ihn verbargen, als ein zweiter Kopf sich aus dem Maisfelde schob und meiner Frau ein einäugiges gräßlich bemaltes Gesicht zeigte. Da sie mein früheres Zusammentreffen mit einem in solcher Art gezeichneten Indianer kannte, steigerte sich ihr Entsetzen noch mehr, aber sie bot alle ihre Kraft auf, um ihre Gefühle niederzuhalten. Sie wußte recht wohl, daß das Erwachen des Kindes dieses in die Hände der Räuber liefern mußte, die sich an diesem Tage freilich nur das Stehlen der Pferde zur Aufgabe gestellt zu haben schienen, aber gewiß die Gelegenheit nicht veräußert haben würden, das Kind eines Weissen zu ihrem Stamme zu bringen. In Todesangst also bewachte die Frau mit der Büchse in der Hand den schlafenden Knaben, beobachtete zugleich durch die nur wenig geöffnete Thür die Bewegungen der Indianer und drohete leise den Hunden, die unruhig zu werden anfingen. Die beiden Indianer hatten sich nun den Pferden genähert, die anfangs wild schnaubten, sich aber endlich doch den Lasso um den Hals schnüren ließen und den Räubern folgten, die geräuschlos in das Bett des nahen Baches sich wendeten und von da mit ihrer Beute hinter dem dichten Buschwerk verschwanden. Um durch vortheiligen Lärm die Gefahr nicht zurückzurufen oder die Aufmerksamkeit von vielleicht noch in der Nähe weilenden Indianern zu erregen, veränderte meine Frau ihre Stellung nicht eher bis das Kind erwachte und nach ihr rief. Da lehnte sie die Büchse hin, eilte zu dem Kinde, holte dasselbe blühschnell in das Haus und verschloß die Thür hinter sich. Aber nun stellten sich freilich auch die Folgen der Todesangst ein, welcher die Frau so lange ausgesetzt gewesen war. Eine schmerzhaft Lähmung befiel ihren ganzen Körper, doch schleppte sie sich mit dem Kinde und der Waffe dennoch auf den Boden des Hauses, von wo sie durch die Oeffnungen im Dache die nächste Umgebung übersehen konnte. Erst gegen Abend, als das Vieh und hinter diesem unsere Söhne heimkehrten, um die sie ebenfalls in großer Besorgniß gewesen war, hielt sie die Gefahr für abgewendet; sie verließ den Boden, öffnete die Thür des Hauses und schickte mit den einen Knaben entgegen.

Trotz unserer Vorsicht waren mir und einigen meiner Nachbarn also wieder Pferde geraubt worden. Diesmal schloß ich mich den Nachsehenden und zwar vergeblich Nachsehenden nicht an; der Zustand meiner Frau bekümmerte mich zu sehr. Die Angst um ihr Kind hatte den Keim einer tödtlichen Krankheit in ihre Brust gelegt und sie wurde mehrere Wochen an das Bett gefesselt. Zwar erholte sie sich wieder etwas, aber nach vier Monaten ging doch der Fluch des Wilden an mir in Erfüllung: ich stand mit meinen fünf Söhnen am Sarge meiner braven, getreuen Lebensgefährtin. Ich begrub sie auf einer kleinen Erhöhung in der

Prärie
das G
befestig
mein
ihrer
schöne
aber
aus
wie i
ich m
durch
blüher
Nache
geschw
verkan
den G
trennt
Wage
reise
doch
Ende
freilich
gebau
I
so la
klage
matt
zu ei
ju le

Leip

K. Sächs.
Staatsopere
K. S.
rent
Leip
Säch
Pfla

Sächs.

Sch

K.
Cr.
Kg
do
do
K.

K.
Z
Ar
Pr
Ar
K
H
K
B
Pr
O

G
S